

Auch ich war ein Hitler-Mädchen

Erinnerungen 1928-1950

Ursula Vaupel

Bearbeitet und herausgegeben von der
Geschichtswerkstatt Büdingen
Joachim Cott
Am Wildenstein 11, 63654 Büdingen
Tel. 06042/952334
info@geschichtswerkstatt-buedingen.de
www.geschichtswerkstatt-buedingen.de

Auszüge aus: Paul Kester, Erinnerungen. Kindheit und Jugend in
Deutschland und Schweden, Wiesbaden 2014, mit freundlicher
Genehmigung des Autors.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck - auch auszugsweise -
nur mit Genehmigung des Autors und der Geschichtswerkstatt Büdingen.

„Wer vor der
Vergangenheit die
Augen verschließt,
wird blind für die
Gegenwart“

Richard von Weizsäcker,
Bundespräsident 1984 - 1994

Inhaltsverzeichnis

1 Vorwort

6 Das Mädchen mit dem „Ärmchen“ und seine Herkunft

- 8 Mein erstes Lebensjahr
- 10 Opapa, Muttis „Vatel“
- 12 „leine, leine“
- 13 Mein Vater
- 16 Mutter Hannchen Mader
- 18 Verliebt, verlobt, verheiratet

20 Kinderleiden und -freuden in Darmstadt (1931–1935)

- 21 Der verspätete Nikolaus
- 24 Die Wende – Am Mathildenplatz (1933–1935)
- 26 Erste „politische“ Erfahrungen
- 32 Freunde auf dem Mathildenplatz
- 36 Der „liebe“ Gott straft mich ungerecht
- 38 Diese Jungen!
- 42 Diese Männer!
- 45 Die Abc-Schützin
- 47 Missglückte Angeberei

50 Unsere neue Heimat: Wiesbaden (1935–1943)

- 50 Erste Enttäuschung
- 50 Die Blücher-Schule
- 52 Wiesbaden und Darmstadt – mein Vergleich
- 54 Spiele mit Günter
- 56 Unser soziales Umfeld
- 58 „Die Decke kommt runter“
- 62 Paul kommt in die Oberschule für Jungen
- 65 In der Oberschule für Mädchen
- 69 Schwärmerei für Fräulein Ferger
- 71 Meine Freundin Marianne Grimm
- 75 Abgebrochene Freundschaft – Helga Bode
- 78 Die Reichspogromnacht
- 80 Pauls Erlebnisse nach der Reichspogromnacht

- 82 „Die Juden sollen raus aus Deutschland, das genügt“
- 86 Pauls Emigration
- 88 Jungmädels in der Hitlerjugend (1938–1945)
- 94 Sammeln für das Winterhilfswerk
- 96 Führerin-Anwärterin
- 100 Eine Woche Wanderfahrt
- 104 „Bedingt tauglich“
- 107 „Sozialreferentin“
- 113 Deportation der Juden aus unserem Haus
- 116 Erlebtes Grauen
- 118 „Uschi, ich glaube, es gibt Krieg“
- 121 Günter meldet sich zur SS
- 123 Günters Wandel
- 127 Günters große Liebe
- 129 Geliebter Bruder
- 137 Diese verflixte, verwirrende, verstörende Pubertät ...
- 140 Erste Liebe
- 142 Ein Vorbild: Meine Klavierlehrerin
- 144 Ein anderes Vorbild: Marianne Fuchs
- 146 Meine Freundinnen Ussi und Lotte

- 150 **Litzmannstadt/Lodz (April 1943 bis Januar 1945)**
- 152 Abschied von meiner Klasse
- 153 Erste Eindrücke
- 154 Ungeliebte neue Schule
- 159 Endgültiger Abschied von Wiesbaden
- 160 Umwege (Juli 1943)
- 161 Abstecher zur reichen Tante nach Lindenberg
- 162 München und Lissa
- 163 Begegnungen mit Polen
- 168 Meine Lektüre und andere Erfahrungen
- 172 Dauergäste: Frau Moldehnke und Gisela Tschirner
- 175 Für Führer, Volk und Vaterland ...
- 181 Fahrt durch das Ghetto (Frühsommer 1944)
- 184 Krankheiten (Sommer 1944)
- 185 „Freiheit, die ich meine ...“
- 189 Die Front rückt näher – letzte Monate in Litzmannstadt

- 192 Mein Tagebuch
- 193 Wochen der Jugendfreude in Schrimm (November 1944 bis Januar 1945)

201 Das Ende kündigt sich an

- 206 Vorbereitungen zu meiner Flucht
- 210 Die Flucht meiner Eltern aus Litzmannstadt
- 214 Die letzten Stunden in Schrimm
- 216 Im Flüchtlingsstreck
- 220 Wo sind die Eltern?
- 228 Wieder gemeinsam auf der Flucht

**232 Als Flüchtlinge in Hohenstein-Ernstthal
(Januar bis Oktober 1945)**

- 232 Im Flüchtlingslager
- 238 Unser neues Zuhause
- 241 Meine neue Schule
- 242 Krieg ringsum
- 244 Alte und neue Kontakte
- 247 Tieffliegerangriffe
- 251 Die Amerikaner sind da
- 258 „Führers“ Geburtstag
- 259 Kriegsende
- 265 Muttis „Wahn“ (Sommer 1945)
- 269 Hunger
- 272 Schikanen und Demütigungen
- 275 Mein siebzehnter Geburtstag
- 279 Sowjetische Besatzung
- 282 Denunziationen, Verwarnungen und Verhöre
- 285 Angst, Angst, Angst
- 289 Eine bemerkenswerte Begegnung – Frau Mantler
- 292 Unser „Engel“ – Frau Fichtner
- 295 Die beste Nachricht
- 298 Umsiedlung nach Thüringen

**300 Zwischenstation im Flüchtlingslager Martinroda
(Anfang Oktober bis Mitte November 1945)**

- 300 Lagerleben
- 303 „Du bist doch nur ein Flüchtlingsmädchen“
- 304 Tätig für das „Gemeinwohl“
- 306 Neue Hoffnungen
- 307 Rosi

**308 Ein neues Leben in Elgersburg
(Mitte November 1945 bis 7. Januar 1946)**

- 313 Wieder zurück nach Wiesbaden?
- 316 „Warum weinst du, Mutti?“
- 319 Weihnachten 1945
- 320 Silvestergedanken
- 323 Der Flüchtlingstransport in die amerikanische Besatzungszone

329 Wieder in Wiesbaden (Januar 1946 – Ende 1949)

- 329 Wiedersehen mit Papa
- 332 Bei Lotte zu Hause
- 335 Zwei Zimmer – ohne Küche und Bad
- 341 Die Tanzstunde
- 344 Mein 18. Geburtstag
- 346 Schulstress
- 351 Unser Klübchen
- 352 Unser „Ami-Liebchen“
- 354 Unser Nachkriegsalltag
- 366 Heinz
- 368 Das unrühmliche Abitur (Juli 1948)
- 374 Nach dem Abitur: Was nun?
- 376 Ehefrau?
- 379 Journalistin?
- 388 Die „Corona“
- 390 Exkurs: Das Amerika-Haus in Wiesbaden
- 393 Hans-Viktor
- 394 Corona-Freizeit mit Franzosen (um Silvester 1949)

398 Jugend reißt Grenzen nieder (1950)

398 Pressearbeit der Corona

404 Internationales Freundschaftslager der Corona

412 Pariser Erlebnisse und Erkenntnisse

415 Fazit der Corona-Zeit

419 Mein späteres Leben

420 Meine Studienzeit

425 Mein Referendariat

428 Meine feste Bindung: Gerhard Vaupel

429 Unsere Ehe und meine Berufstätigkeit

435 Der Streit um die Meinungsfreiheit der Schülerzeitung
„Laterne“

437 Mein Zusatzstudium: Politologie

439 Frischer Wind im alternden Kollegium

440 Die Förderstufe

442 Politikerin?

444 Mein Ruhestand

446 Paul Kester

**449 Rede vor der Eschweger
Stadtverordnetenversammlung**

454 Mein Lebensweg

458 Dank

459 Anmerkungen

461 Bildnachweis

Vorwort

Eigentlich wollte ich dieses Buch nur für meine Enkelkinder schreiben – als Mahnung, sich nie verblenden zu lassen – nicht wie ich damals in der Nazizeit. Aber dann kam es anders. Anlass waren vier Stolpersteine.¹ Ich entdeckte sie ohne Vorwarnung, als ich im September 2014 mit meinem Mann und meinen Töchtern vor dem Mietshaus in Wiesbaden stand, in dem ich mit meinen Eltern und meinem Bruder von 1935 bis 1943 gewohnt hatte. Ich war damals zwischen sieben und vierzehn Jahren alt. Auf diesen Steinen lasen wir, dass die jüdische Familie, mit der wir sieben Jahre im selben Haus lebten, 1942 deportiert und 1944 in Auschwitz ermordet wurde.



Diesen „Stolpersteinen“ vor dem Wiesbadener Mietshaus in der Weißenburgstraße 6 verdanke ich im Jahre 2013 die Kontaktaufnahme mit Paul Kester, dem Sohn des Ehepaares Kleinstrass.

Hier wohnte
Emili Baum
geb. Baer
Jg. 1876
Deportiert 1942
Theresienstadt
Tot 12.5.1944

Hier wohnte
Mathilde Neu
geb. Baum
Jg. 1874
Deportiert 1942
Theresienstadt
Ermordet 15.5.1944
Auschwitz

Hier wohnte
Albert Kleinstrass
Jg. 1883
Deportiert 1942
Auschwitz
Ermordet 23.1.1943
Auschwitz

Hier wohnte
Johanna Kleinstrass
geb. Baum
Jg. 1897
Deportiert 1942
Auschwitz
Ermordet 23.1.1943
Auschwitz

Der Anblick der Steine traf mich wie ein Faustschlag. Meine Töchter kämpften mit den Tränen, obwohl sie doch unsere jüdischen Mitbewohner gar nicht kannten. Da entfuhr mir der Satz: „Wir dachten doch, sie wären noch emigriert.“ Und ein paar Minuten lang glaubte ich meinen Worten. Doch dann erkannte ich: Das war nicht so. Die Juden im ersten Stock, die Familie Kleinstrass und die alten Schwestern Meyer auf der anderen Seite

des Flures, konnten doch im Jahr 1942 gar nicht mehr emigrieren, und wir wussten es auch. Denn gerade an dem Tag, als sie ihre Wohnungen verlassen mussten, hatte sich eine der Jüdinnen das Leben genommen, wie wir nach vielen Tagen merken mussten. Und wir sahen die versiegelten Wohnungstüren auf beiden Seiten des Treppenflures. Und wir erlebten, dass ein paar Wochen später in die Wohnung der jüdischen Familie eine Familie mit vier auffallend blonden Kindern einzog. Damals.

Jetzt standen wir noch einige Minuten vor den Steinen, sprachlos. Und ich schämte mich vor meinen Töchtern und meinem Mann, meine Lüge zuzugeben.

Wir wussten es doch damals, dass unsere jüdischen Mitbewohner abtransportiert wurden in – wie es offiziell hieß – „Arbeitslager im Osten“. Wir glaubten wie die meisten Deutschen der Hetzpropaganda, dass die „Juden unser Unglück“ wären – so stand es auf den Transparenten in der Stadt - dass sie Schmarotzer wären und Jahrhunderte lang das fleißige deutsche Volk ausgebeutet hätten, dass sie einfach hassenswert wären. Aber, so dachten wir damals, doch nicht die Juden in unserem Haus, nicht die freundlichen alten Damen Meyer und Frankfurter, die mir anfänglich immer wieder einmal ein Bonbon schenkten – für uns damals ein seltener Genuss – auch nicht die freundliche Frau Kleinstrass, die meinem Bruder und mir half, die Überschwemmung in unserer Wohnung, die wir verschuldet hatten, zu bewältigen. Und nicht die Kleinstrass-Kinder, die mir eigentlich so sympathisch waren: das Mädchen Helen so alt wie mein Bruder, der Junge Paul im Alter zwischen diesen und mir.

An diese Kinder musste ich denken, als wir vor diesen Stolpersteinen standen. Das wusste ich noch, dass sie nach der Reichspogromnacht am 9. November 1938, als die Synagoge von Nationalsozialisten angezündet und die jüdischen Geschäfte, auch das der Familie Kleinstrass, zertrümmert wurden, Deutschland verließen. Ob sie noch leben? Paul müsste jetzt Ende 80, Lena über 90 Jahre alt sein. Warum habe ich mich nicht schon vor langer Zeit bemüht, mit ihnen Kontakt zu bekommen? Bald nach dem Krieg. Ein unverständliches Versäumnis. Aus Scham?

Jetzt aber, so nahm ich mir im quälenden Anblick der Stolpersteine mit den Deportations- und Todesdaten unserer jüdischen Mitbewohner vor, werde ich nach den Geschwistern Kleinstrass forschen. Und ich tat es: Eine Mitarbeiterin des Wiesbadener „Aktiven Museums“, einer deutsch-jüdischen Begegnungsstätte, vermittelte mir die E-Mail-Adresse von Paul, der dreizehnjährig mit einem Kindertransport nach Schweden geschickt worden war und jetzt in Los Angeles lebt. Ich habe ihn also als Zehnjährige zum letzten Mal gesehen. Das ist 76 Jahre her. Erinnert er sich überhaupt noch? Und wie wird er es aufnehmen, wenn die Tochter von Nationalsozialisten Kontakt mit ihm sucht? Auf meine mit Scheu verfasste E - Mail antwortete Paul Kester (wie er sich als Amerikaner nennt):

Liebe Ursula! Ich schreibe an Sie mit nur Ihrem Vornamen, das ist teils American informality, teils aber sehe ich so oft das kleine blonde Maedchen mit den grossen blauen Augen und immer freundlichem Laecheln vor mir, die mir oefters im Treppenhaus begegnet. Sie und ihr Bruder wohnen im 3. Stock. Der Vater soll gross in der Partei sein. Da ist es fuer die juedischen Kleinstrass Kinder klar, dass ein Kontakt zu vermeiden ist...

Ich war erleichtert und gerührt von so viel Herzlichkeit. Und weiter schrieb er mir, dass er seine Jugendgeschichte wie ich aufgeschrieben hat und drucken ließ. Nun schickte jeder sein Buch über den großen Teich. Und so kam es, dass er meine Jugenderinnerungen lesen konnte und ich seine – beide bewegt von den so andersartigen des anderen, aber auch erstaunt, wie ähnlich unser Familienleben und unsere Freizeitgestaltung waren – vor dem 9. November 1938.

Hätten sich die beiden Familien unter anderen politischen Verhältnissen nicht angefreundet – gerade in diesem kinderfeindlichen Mietshaus? Hätten wir Kinder nicht miteinander spielen können? Hätten nicht meine und seine Mutter gute Freundinnen werden können – beide liebevolle Mütter mit besonderem Bildungsniveau und -anspruch, aber nicht berufstätig. Zufällig hießen beide Johanna und wurden im selben Jahr 1891 geboren. Zufall ja, doch so viel Gemeinsames.

Nun habe ich also seine Jugenderinnerungen in Händen und darum zitiere ich in dieser Jugendautobiografie immer wieder an passenden Stellen Texte aus Pauls Buch, seinen Mails und den Briefen seiner Angehörigen.

Bei der hier vorliegenden Darstellung meines Lebens von meiner Geburt 1928 bis zum 23. Lebensjahr ließ ich mich von der Frage leiten, wieso mein gutmütiger Vater, meine weichherzige und kluge Mutter und mein fürsorglicher älterer Bruder einem verbrecherischen Regime anhängen konnten. Sie waren aktive Nationalsozialisten, mein Vater Führer im Reichsarbeitsdienst, meine Mutter arbeitete ehrenamtlich in der Reichsfrauenschaft und mein Bruder führte ein „Fähnlein“ im Jungvolk, ca. 130 Hitlerjungen zwischen 10 und 15 Jahren, war später sogar für wenige Wochen Angehöriger der SS.

Und natürlich ging ich auch der Frage nach, wieso ich, die ich Judenverfolgungen mitleidsvoll erlebte und als Körperbehinderte, der von Geburt an eine Hand fehlt und die darum in der Hitlerjugend auch Diskriminierungen erfuhr, die Unmenschlichkeit des Nationalsozialismus nicht wahrnahm und keine Zweifel aufkommen ließ. Denn das Aufwachsen in einer nationalsozialistischen Familie und Umgebung allein erklärt nicht meine Verblendung, wurde ich doch von meiner Mutter trotz ihrer Ideologie-Befangenheit auch zur sozialen Verantwortung erzogen, indem sie immer für „Mühselige und Beladene“ ein offenes Ohr und offene Taschen hatte, sofern ihr das bei ihren meist geringen Mitteln möglich war - allerdings nicht für Juden. Auch sie verblendet - und wieso? Ist das „Nichtwissen“ um die unvorstellbaren Grausamkeiten und millionenfachen Morde im Namen des Nationalsozialismus eine ausreichende Erklärung? Und warum wussten wir von nichts?

Wege zur Klärung dieser Fragen fand ich in den neunziger Jahren - nach meiner Pensionierung - bei meinen Forschungen über die Eschweger Hexenprozesse 1657. In diesem grausamen Verfahren wurden zwei unschuldige Frauen unbarmherzig verhört, gefoltert und schließlich „von Rechts wegen“ getötet. Diese Arbeit erhellte mir die psychosozialen Hintergründe von Verfolgungen und brachte mir vor allem Erkenntnisse über

Massenhysterie, Herrschaftsideologien und das unheilvolle Bündnis zwischen Volk und Herrschenden gegen Minderheiten, die als Sündenböcke dienen müssen. Mit diesem geistigen Rüstzeug kann ich meine Eltern, meinen Bruder, mich und meine Jugendzeit besser verstehen. Nun erst fühlte ich mich in der Lage, die Geschichte meiner Jugend aufzuschreiben, um mir Klarheit zu verschaffen über die Ursachen unserer Verblendung, über meine guten und schlechten Erfahrungen im „Dritten Reich“ und über meine Leiden. Und so schrieb ich meine Jugenderlebnisse auf, wenn auch zögerlich und mit langen Unterbrechungen. Ich bin mit meinen Eltern und mir hart ins Gericht gegangen und das Verfassen mancher Kapitel tat mir richtig weh. Doch ich habe mich auch befreit.

In der Darstellung meines Lebens von der Geburt 1928 bis zum Sommer 1950 geraten die beiden Hauptthemen, nämlich die Bedeutung meiner Körperbehinderung und des Nationalsozialismus für mein Leben, gelegentlich in den Hintergrund. Ich erzähle von den üblichen Kümernissen und Freuden eines Kindes und jungen Mädchens, also vom alltäglichen, ganz normalen Leben - in einer anomalen Zeit, die allerdings in zunehmendem Maße mein Leben überschattete.

Für die Zeit von August 1944 bis Juli 1950 konnte ich meine Darstellung auf Tagebücher stützen, durch das ich in die Lage versetzt wurde, vor allem die Flucht und die zehn Monate elenden Flüchtlingsdaseins detailliert zu erzählen. Ich zitiere immer dann wörtlich aus meinen Aufzeichnungen, wenn es darum geht, meine damaligen Ängste, Sorgen und Sehnsüchte so genau wie möglich wiederzugeben. Obwohl man annehmen kann, dass ein Tagebuch authentisch ist, hat auch dieses Lücken.

Meine Jugendgeschichte ist wie jede Autobiografie beschönigend oder dramatisierend, auf jeden Fall subjektiv gefärbt und verzerrt. Sie ist eben **meine Sicht** meiner Jugendzeit.

... Die folgenden zwei Wochen arbeite ich im Geschäft, beseitige Unmengen von Glasscherben, sortiere beschädigte Teile, Möbelstücke, Regale und anderes aus. Mit mehr als zehn Schaufenstern, dutzenden von Ausstellungsregalen war das Geschäft ein Meer von Glassplintern und zerborstenem Holz. Alles war kaputt. Ich weiß nicht mehr, ob es Plünderungen gab. Wahrscheinlich nicht, denn die Zerstörungen fanden unter den Augen und unter Beteiligung der SA statt, der Miliz der Nazis. Ein großer Teil des Glasbruchs war entstanden, als man Schaufensterpuppen oder Teile dieser – Köpfe, Arme, Beine – wie Fußbälle in die Glasscheiben warf.

Diese beiden Wochen des Aufräumens und die niedergeschlagene Stimmung zu Hause sind mir unvergesslich. Ich wachte nachts mit dem Geräusch von zersplitterndem Glas im Ohr auf, das ich tagsüber in endlosen Stunden aufkehrte. Was Oma und Mutti in dieser Situation aushalten mussten, kann ich mir nur vorstellen. Mutti versucht ein gewisses Maß an Normalität aufrechtzuerhalten. Ich gehe weiterhin zu meinen Englischstunden. Nach zwei Wochen wird das Geschäft an einen Konkursverwalter übergeben ...

Paul L. Kester, *Erinnerungen*, S. 42–46

„Die Juden sollen raus aus Deutschland, das genügt“

Die später Geborenen stellen an uns, die wir die nationalsozialistische Zeit bewusst erlebten, drängend die berechtigten Fragen: „Was habt ihr von der Judenverfolgung mitbekommen? Was hast du persönlich vom Holocaust gewusst? Wie hast du dich gegenüber Juden verhalten?“

Diese Fragen zu beantworten, bereitet Pein: Da mischen sich Schuldgefühle und Scham mit der Scheu, die eigenen Eltern zu belasten. Und da sind Verdrängungen, die das Gewissen entlasten, aber der Wahrheitsfindung entgegenstehen. Ich versuche, die Fragen ehrlich zu beantworten und weiß doch nicht, ob ich alles aus meiner Erinnerung herausholen kann oder ob da noch etwas lauert, was vielleicht später einmal herausbricht.

Außer der so genannten „Reichskristallnacht“, wie das Pogrom am 9./10. November 1938 verhüllend und verharmlosend

bezeichnet wird, merke ich zunächst nichts von Judenverfolgung. Die Juden, die ich kenne, sehen aus wie wir und verhalten sich wie wir. Nach dem November 1941 allerdings ändert sich das Aussehen der Juden, denn sie müssen einen gelben Davidstern auf ihrer sichtbaren Kleidung tragen und zunehmend wird ihr Äußeres armseliger, denn im Januar 1942 müssen sie all ihre Woll- und Pelzsachen abliefern und wenige Monate später dürfen sie kein Friseurgeschäft mehr betreten.

Ich bin in dieser Zeit schon in der Ausbildung zu einer Jungmädelschar-Führerin und entsprechend antisemitisch aufgehetzt. Also bemühe ich mich, wenn ich einem jüdischen Menschen auf der Straße begegne, einen verächtlichen Blick auf den Judenstern und dann auf ihn zu werfen. Die so Gedemütigten erwidern meinen Blick traurig oder weichen ihm aus. Ob ich nach solchen Begegnungen stolz bin oder mich unbehaglich fühle, wie ich heute gerne annehmen möchte, weiß ich nicht mehr.

Ich weiß heute auch nicht mehr, ob mir damals klar ist, dass die Juden nicht nur aus dem wirtschaftlichen, sondern auch aus dem sozialen Leben ausgeschlossen werden. So dürfen sie keine



Sammlung von Wiesbadener Juden zur Deportation im Hof der Synagoge Friedrichstraße am 1.9.1942. Vor der Tür stehend der Gestapo-Chef Bodewig.

Zeitungen oder Zeitschriften beziehen, kein Rundfunkgerät besitzen, keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen, müssen ihre Fahrräder abgeben und dürfen nicht einmal Haustiere halten. Das alles sind Verordnungen aus dem Jahr 1942, als die Deportationen schon angefangen haben (seit Oktober 1941), aber noch nicht so bekannt sind. Noch leben Juden um die Ecke oder sogar im selben Haus – wie bei uns jedenfalls die Familie Kleinstrass und die beiden alten Schwestern, die man aber immer seltener sieht.

Meine Mutter, die sich ihr Leben lang um Menschen kümmerte, die Hilfe brauchten, ist gegenüber Juden eher unbarmherzig und verständnislos, obwohl sie in ihrer Jugend ganz selbstverständlich mit Juden umgegangen ist. Sie war mit jüdischen Mitschülerinnen befreundet und ihre Eltern hatten geselligen Kontakt mit angesehenen jüdischen Geschäftsleuten. So hat sie ihren Mann, meinen Vater, bei einer gastfreundlichen jüdischen Familie kennengelernt. Es ist also nicht anzunehmen, dass sie in einem antisemitischen Geist aufgewachsen ist. Wieso ist sie als Erwachsene so leicht beeinflussbar und handelt gegen sich selbst, indem sie ausgrenzt, denunziert und sich inhuman in Bezug auf das Leben von Juden äußert?

Es muss im Jahr 1941 gewesen sein bei einem Vortrag über „Physiognomik“, auch „Menschenkenntnis“ genannt. Das ist eine Art Pseudowissenschaft, die sich anheischig machte, das Wesen eines Menschen allein aus seinen Gesichtszügen zu erkennen. So meinen die Vertreter dieser Lehre zum Beispiel, dass Menschen mit Hakennasen eher ihren Willen durchsetzen als solche mit platten Nasen oder dass ein Mensch mit hoher Stirn intelligent, einer mit niedrigerer dumm sei. Meine Mutter besucht diese Vorträge, sooft sich Gelegenheit bietet. Zweimal bemerkt sie, dass zu den wenigen Zuhörern auch ein jüdisches Ehepaar gehört. Sie weiß, dass Juden seit den Pogromen im November 1938 keine Theater, Kinos und Ausstellungen mehr besuchen und natürlich auch keine öffentlichen Vorträge anhören dürfen. Dieses Paar hat sich ängstlich in die hinterste Ecke gesetzt, wohl in der Hoffnung, nicht bemerkt zu werden. Meine Mutter erzählt uns von diesen „Eindringlingen“, für die sie offenbar kein

Mitgefühl hat, will unsere Zustimmung zu ihrem Vorhaben, sie rausschicken zu lassen. Wir diskutieren nicht mit ihr darüber, sondern nicken nur. Ich weiß nicht, ob sie besonders linientreu sein will oder sich sogar durch die Anwesenheit der Juden gestört fühlt, jedenfalls geht sie vor Beginn der Veranstaltung zu der „Physiognomikerin“ und macht sie auf die jüdischen Zuschauer aufmerksam, die dann den Saal errötend verlassen. Die Vortragende schickt das jüdische Paar ungern aus dem Saal, sicher nicht nur, weil sie bei 10 oder 12 Zuhörern auf das bisschen Eintrittsgeld angewiesen ist. Übrigens war ich bei diesem Hinauswurf dabei.

Es gibt noch einen anderen Beweis für den aktiven Antisemitismus meiner Mutter, und es fällt mir noch schwerer davon zu erzählen, denn es handelt sich um Denunziation. Es geht um die Äußerung der Religionslehrerin unserer Klasse, die ich selbst nicht gehört habe, weil ich seit meinem 14. Geburtstag nicht mehr am Religionsunterricht teilnehme. Meine Freundin Lotte Weber erzählt mir, dass Fräulein Wolff gesagt habe: „Deutsche, die nicht mehr in der Kirche sind, sind mit Heiden und mit Juden gleichzusetzen.“

Nun, wir – die Familie Walldorf – sind nicht mehr Mitglieder der (evangelischen) Kirche, und die Gleichsetzung mit Heiden empfinden meine Eltern darum natürlich nicht als Vorwurf. Jedoch die Gleichsetzung mit Juden empört meine Mutter so sehr, dass sie, nachdem sie sich noch bei einer anderen meiner Mitschülerinnen über Fräulein Wolffs Aussage vergewissert hat, mit meinem Vater diese bei der NSDAP anzeigt. Die Folge ist, dass Fräulein Wolff der gesamte Religionsunterricht entzogen wird. Wie ich später erfahre, litt die engagierte Lehrerin und bekennende Christin heftig unter diesem Unterrichtsverbot.

Erst als ich nach dem Kriege wieder die Boseplatz-Schule in Wiesbaden besuchte, erzählte mir meine Mutter von ihrer Anzeige und fragte nach Fräulein Wolffs Verbleib. Ich konnte in Erfahrung bringen, dass sie in Nordrhein-Westfalen aufgrund der Restriktionen, die sie durch das nationalsozialistische Regime erfahren hatte, Leiterin eines Gymnasiums geworden ist. Wie wären wir damit fertig geworden, wäre es damals ganz anders

gekommen, hätte sie totales Unterrichtsverbot bekommen und nicht nur für ein Fach? Oder Schlimmeres?

Ich erinnere mich schmerzlich genau an ein Gespräch, das meine Mutter und ich in unserer Küche führen. Sie erzählt mir von einem Parteigenossen, der mit ihr über die Deportationen der Juden nach Osteuropa gesprochen hat, und gibt mir eine Formulierung dieses Mannes wider:

„Dann werden Tausende von Juden mit der Eisenbahn nach Russland geschickt – eine lange Fahrt. Unterwegs kommt dann der eine oder andere abhanden. Dafür können wir dann nichts.“

Meine Mutter muss über den Ausdruck „Abhandenkommen“ lachen. Ich versuche auch zu lachen. Doch ich kann nicht. Ich fühle so etwas wie Entsetzen: „Mutti, das klingt ja furchtbar, das ›Abhandenkommen‹. Auch wenn es bloß Juden sind, aber es sind doch Menschen; es sind doch keine Gegenstände.“

Meine Mutter schaut ihre vierzehnjährige Tochter erstaunt und beschämt an.

„Uschi, eigentlich hast du recht. Eigentlich ist das ein furchtbarer Ausdruck. Die Juden sollen raus aus Deutschland, das genügt. Sie müssen nicht noch gequält oder gar getötet werden.“

Trotz meiner Mahnung: Ich war nicht humaner eingestellt als meine Mutter. Sie hat in ihrem Leben anderen Menschen viel mehr Gutes getan als ich. Aber vielleicht war sie unüberlegter als ich, impulsiver.

Pauls Emigration

Zu diesem Zeitpunkt erklären einige europäische Länder ihre Bereitschaft mit „Kindertransporten“ jüdische Kinder zu retten. Mutti lässt meinen Namen auf eine Liste für Holland setzen. Leo steht schon auf dieser Liste; er hat Verwandte in Amsterdam. Wir erhalten einen Brief von Anne in Straßburg. Sie bemühen sich, mich nach Frankreich zu holen. Mutter lässt meinen Namen auch auf eine Liste für England setzen. England hat 10.000 Kinder aufgenommen, die größte Rettungsaktion in dieser Zeit. Am 7. Dezember [1938] reist Leo ab, und ich verabschiede mich von ihm auf dem Bahnhof. Wir erhalten dann einen Brief von